

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

215

Freitag, den 28. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma war eine von den Frauen, die Alles, wozu sie sich einmal bestimmt haben, fest im Auge behalten, und die bey einer tiefen Empfindung mit Muth und Geschicklichkeit an den Mitteln zur Ausführung ihrer Pläne zu arbeiten verstehen. Sobald sie sich fest vorgenommen hatte nach Portsmouth zu gehen, beschäftigte sie sich mit nichts als mit den nöthigen Anstalten zur Reise. Sie wollte noch vor der Mitte Novembers dort seyn, um ja den Augenblick der Ankunft nicht zu versäumen.

Sie schrieb sogleich an den Banquier in Frankfurt, um ihre Gelder ausgezahlt zu bekommen, und verlangte, daß er die Summe in einen Wechsel auf einen Londoner Kaufmann verwandeln sollte. Martin ward zu ihrem Reisegefährten bestimmt. Er wurde wie ein Bauer gekleidet und sollte ihr nicht von der Seite kommen. Auch sie richtete ihre Reiselleider verhältnismäßig darnach ein. Ein Hut, der über das Gesicht hereingeschlagen war, bedeckte ihr Gesicht und machte sie vollends unkenntlich. Dem Pfarrer that sie den Vorschlag, sie bis nach Hamburg zu begleiten. Dieser ergriff das Anerbieten mit dem größten Vergnügen, da ihm beyfiel, das ein Knecht Abrahams die Rebekka zum Isaak geführt habe. Er sagte sogar, er wolle so gut wie der Prophet Jonas zur See gehen und freute sich sehr darauf, seiner Alma einen Beweis seiner Liebe und seines Muthes zu geben. Die Aufsicht über ihr Haus vertraute Alma Martins Frau an, nahm ein Kästchen mit Morhofs Briefen und andern Papieren, die ihr nützlich seyn konnten, mit, und so reisten sie alle drey nach Hamburg ab.

Martin sorgte als ein treuer Diener für seine Gebieterinn und ihre Equipage, ohne sich zu bekümmern, wohin der Weg ihn führe. Der Pfarrer, dem es bisweilen einfiel, daß das Pöckelfleisch in Hamburg vortreflich wäre, beklagte sich unterwegs über die schlechten Wirthshäuser. Alma aber glaubte in dem Wagen, der ihr nie schnell genug ging, vor Unruhe und Ungeduld zu vergehen. Bey ihrer Ankunft in Hamburg flog sie in den Hafen, um sich zu erkundigen, ob bald ein Schiff nach England abgehe. Sie war so glück-

lich, eines zu finden, das den folgenden Tag unter Segel gehen wollte. Sie machte in der größten Geschwindigkeit ihre Anstalten, nahm einen Platz für sich und Martin; ihre größte Sorge war, der Wind möchte nicht stark genug seyn. Der Pfarrer wollte sich aus Liebe zu seiner Pflgetochter mit einschiffen, allein die Seekrankheit ergriff ihn trotz aller Erinnerungen an einen Jonas und Paulus so heftig, gleich beym Eintritte ins Schiff, daß er glaubte, der böse Feind bemächte sich seiner. Man mußte ihn in einer Schaluppe zurück ans Land bringen. Alma machte sich mit ihrem Martin in einen Winkel, verbarg sich vor der ganzen Equipage und wußte sich den Blicken und der Neugier der übrigen Passagiere zu entziehen. Die See mochte ihr noch so viele Unbequemlichkeiten verursachen, so dachte sie doch dabey nur an das, was der kranke Mornhof auf einer so weiten Reise hatte ausstehen müssen. In den Augenblicken, wo sie mehr Stärke fühlte, suchte sie englisch zu sprechen, und sich an das zu erinnern, was sie von ihrer Tante gelernt hatte. Sie hatte sich mit dieser Sprache vorzüglich viele Mühe gegeben, weil ihre Mutter eine Brittin gewesen war. Die Überfahrt war ziemlich glücklich. Das Schiff langte den siebenten Tag zu Harwich an. Von da ging sie mit der Post nach Portsmouth, wo sie sich in ein Bürgerhaus einmietete und Nachrichten von den deutschen Truppen einzog, die von Amerika kamen und dahin abgingen. Man nannte ihr einen Commissionär, der vorzüglich mit ihren Geschäften zu thun habe. Sie erfuhr von ihm, daß der Major Mornhof wirklich nach Europa zurückkomme, daß er schon auf der See sey und gegen Ende Novembers in Portsmouth eintreffen müsse. Sie bezog ein Haus, das die Aussicht aufs Meer hatte, und nur von Frauenzimmern bewohnt wurde. Ihre beständige Beschäftigung war, das Auge auf die Fluten zu richten, mit allen Matrosen zu sprechen und sich nach Allem zu erkundigen, was die Überfahrt von Amerika nach Europa betrifft. Bey früher Tageszeit ging sie mit Martin ans Ufer und kam gleich wieder dahin zurück, wenn sie es auf kurze Zeit verlassen hatte. Mitten in ihrer Unruhe und Ungeduld erfuhr sie ein großes Unglück: Martin, der brave Martin, ihr treuer Begleiter und Hüter, ward krank, und sie hatte den Schmerz, ihn sterben zu sehen.

Endlich gab man das Signal, daß verschiedene Schiffe ankämen; man rief, es wäre der amerikanische Transport. Das Volk lief herbey, ihn landen zu sehen. Alma brannte vor Ungeduld. Die Schiffe konnten denselben Tag nicht einlaufen, sie mußten die Flut des folgenden Tages abwarten. Die Sonne war noch tief unter dem Horizonte und Alma schon lange am Ufer. Unterdessen landeten die Schiffe, man fing an, Mannschaft auszushippen. Diejenigen, die ihre Gesundheit und Stärke erhalten hatten, stiegen mit Freuden aus, sie liefen und zerstreuten sich in der Stadt. Alma verschlingt alle Vorübergehenden mit den Augen, sie erkennt Niemand. Bisweilen glaubt sie, das Klima, der Krieg, die See könne die Züge verändert haben, vielleicht habe sie sie gar vergessen; sie bemüht sich, sie auf den Gesichtern derer wieder zu erkennen, die über ihre glückliche Ankunft das meiste Vergnügen bezeigen — doch Alles entwischt ihr, Niemand achtet auf sie, Niemand erkennt sie. Nun kamen die Kranken, die Verwundeten; einige können kaum gehen, andere werden von Matrosen unterstützt und gehen mit schwachen und wankenden Schritten einher. Ihr Herz bewegt sich bey diesem Anblicke. Nun kommt die Reihe an die Verwundeten, die man trägt. Sie sucht zwischen den Armen der Personen, die sie tragen, hin-

durch ihre Züge zu unterscheiden, — sie erkennt nichts, bisweilen zittert sie, ihn in diesem oder jenem Glenden zu erkennen. Doch jetzt kommt ein Verwundeter, der von mehreren Leuten getragen wird. Man drängt sich um ihn herum, man hört, es sey ein Officier — ein Major; sie nähert sich in der größten Bewegung, sie erblickt sterbende, festgeschlossene Augen, eine Magerkeit, eine Todtenblässe, daß man glauben sollte, es sey ein Todter und kein Sterbender. Sie wollte, wie sie nahe zu ihm kam, den Namen *Mornhof* aussprechen, er starb auf ihren Lippen; sie wollte den Namen *Alma* aussprechen und fiel in Ohnmacht. Weiber kamen ihr zu Hülfe. Ihr edles ausgezeichnetes Ansehen, das auch durch ihre Reiskleider hindurchblickte, fiel Allen auf, die sie sahen. Bald kam sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, riß sich aus den Armen der Personen los, die für sie gesorgt hatten, und flog auf *Mornhof* zu. Er war schon in einem Hause. *Alma* überlegte, es könne gefährlich werden, wenn sie sich ihm in seinem jetzigen Zustand von Schwäche zeigen wollte. Sie wagt es nicht, sich zu nähern: sie geht nicht in sein Zimmer, sie bleibt an der Thüre, verschlingt ihn mit ihren Blicken; ihre Thränen hindern sie ganz deutlich zu sehen. Sie hört den Arzt sagen, es habe keine Gefahr, sein Zustand wäre nur die Folge der Wunden und der Anstrengungen der Reise, er brauche Ruhe, Stille. Sie wußte sich's nun selbst Dank, daß sie sich nicht zu erkennen gegeben hatte. Nun sorgt sie für Alles im Hause, wo er wohnt; sie gibt allen Personen, die ihn bedient hatten, Geld, gibt seine Speisen an, und geht nur in ihre Wohnung eine Ruhe zu suchen, die sie entfernt von dem Geliebten doch nicht finden kann. Den Tag darauf kommt sie wieder und fährt in ihrer Sorge für ihn fort, ohne sich zu erkennen zu geben. Man kann nicht begreifen, was das für ein Frauenzimmer sey, die so viel für einen Mann thut, dem sie sich nicht zu nähern wagt.

Mornhof hatte vor seiner Einschiffung nach Amerika in Portsmouth Schulden gemacht, ohne sie bezahlen zu können und versprochen, seine Gläubiger bey seiner Rückkunft zu befriedigen. Seine Equipirung und auch das Spiel hatten ihm vielen Aufwand verursacht. So wie seine Gläubiger seine Ankunft und seine Genesung erfuhren, beschlossen sie, sich bezahlt zu machen und im Nothfall auf seine Equipage Arrest zu legen. *Alma* erfuhr ihr Vorhaben bald; sie fürchtete, ein Verdruß der Art möchte das Übel des Kranken vermehren und ihm wohl gar den Tod zuziehen. Sie hielt die Gläubiger zurück, gab ihnen ihre Wechsel, verpfändete ihre Effecten, sagte für Alles gut, und fühlte sich dadurch belohnt genug, daß sie ihm diese Sorge erspart habe. Endlich am sechsten Tage hörte sie den Arzt sagen, der Kranke befinde sich wohl, er habe wieder Kräfte genug und könne das Lager verlassen. Sie geht nach Hause, schreibt folgendes Billet, um eine zu heftige Überraschung zu vermeiden: „*Alma*, Ihre *Alma* ist nahe bey Ihnen. In einem Augenblicke werden Sie sie sehen. Ihr Herz hat Sie niemals verlassen.“

Sie selbst folgte dem Billete gleich nach. Sie näherte sich *Mornhof* mit klopfendem Herzen und in größter Bewegung. Sie kann nicht sprechen, stammelt ein Paar Worte; er erblaßt, erröthet, weiß nicht, was er vorbringen soll. *Alma* fürchtet noch für ihn. Sie nähert sich, ergreift eine von seinen Händen, Thränen fließen aus ihren Augen, ohne daß eines von ihnen ein einziges Wort sagen kann.

(Der Schluß folgt.)

Erzählung aus dem Frühlingsgarten des persischen
Dichters Dschami.

Als die Abassiden zum Chalifate gelangt waren und Alles, was der Familie der Ommiaden angehörte, mit glühender Rache verfolgten, tödteten und vom Angesichte der Erde wegzutilgen sich bemühten, hatte der Ommiade Ibrahim ben Suleiman ben Abdumalek ben Merwan sein Heil in der Flucht gesucht und sich vor ihren Mörderhänden verborgen. Als er eines Tages in Gedanken über sein trauriges Geschick versunken auf dem flachen Dache eines einsamen Hauses, welches gegen die Wüste hin gelegen, saß, gewahrte er, daß sich eine Menge Volkes, von schwarzen Fahnen, dem Abzichen der Abassiden, angeführt, aus Kufa herausdrängte und es fuhr ihm durch die Seele, daß dieser Zug wohl ihm gelten könne, und die Männer ihn zu suchen kämen. Er faßte schnell den Entschluß, den ihm die Furcht eingab, vertauschte seine Kleider mit ärmlischeren, verließ das Haus und entkam glücklich in dieser Bekleidung nach Kufa; da er jedoch daselbst ganz unbekannt war, keinen Gastfreund und Niemanden kannte, bey dem er sich hätte verbergen können, so beschloß er einen Fremden um Obdach zu bitten. Als er durch die Straßen ging, gelangte er an ein stattliches Haus, dessen Thor offen stand und im Hofe erblickte er einen schönen jungen Mann zu Pferde, den Diener und Sclaven umgaben. Er näherte sich ihm und sprach, mit flehender Geberde, den Selam. Der vornehme Reiter wandte sich, dadurch aufmerksam gemacht, zu ihm und erkundigte sich, wer er sey und worin er ihm helfen könne, worauf ihm Ibrahim erwiederte: „O Herr, ein Fremdling bin ich, ein Flüchtiger, dem seine Feinde auf den Fersen folgen und ihn tödten, wenn du ihn nicht rettetest und aufnimmst in dein gastlich Haus.“ Der Herr des Hauses fühlte Erbarmen mit ihm und sprach: „Fern sey es von mir, daß ich einem Verfolgten den Weg der Rettung vertrete;“ und er nahm Ibrahim in sein Haus auf, ließ ihm eine Kammer neben seinen eigenen Gemächern anweisen, und ihn mit Speise und Kleidung reichlich versehen.

So hatte Ibrahim sich einige Zeit verborgen gehalten und war ein Freund des Hauses geworden; Niemand forschte seinen nähern Verhältnissen nach, und niemals wurde der Punct berührt, was ihn eigentlich zur Flucht getrieben; eben so wollte auch Ibrahim nicht durch neugierige Fragen lästig fallen. Da er jedoch schon lange bemerkt hatte, daß sein Wohlthäter jeden Tag um eine bestimmte Stunde mit Gefolge aus dem Hause ritt und Abends mit sichtbaren Zeichen der Betrübniß im Gesichte wiederkehrte, so reizte dieser Umstand seine Neugierde im hohen Grade; er hätte nur zu gerne gewußt, welches Geschäft ihn so regelmäßig hinausziehen konnte, wenn er nur in Trauer versenkt davon heimkehrte; er ergriff daher eines Abends die im Gespräche sich darbietende Gelegenheit und hub an: „Mein Wohlthäter, ich sehe dich Tag für Tag ausreiten und langsam, nachdenkend und betrübt wieder heimkehren; sag mir, wohin du gehst, welches Geschäft dich hinaustreibt, und ob ich dir nicht vielleicht dabey behülflich seyn kann.“

Seines Blick verdunkelte sich bey diesen Worten Ibrahim's. „So höre,“ sprach er, indem sich ein ungewohnter Ernst über seine edlen Züge breitete, „ich suche den Mörder meines Vaters; ich weiß, daß er sich in Kufa versteckt aufhält; jeden Tag treibt mich die Hoffnung ihn zu finden und Rache für meinen getödteten Vater von ihm zu fordern, hinaus und läßt mir keine Ruhe; jeden Tag lehre ich betrübt zurück, das theure Blut, das um Rache schreyt, nicht mit Blut gesühnt zu haben. Wo soll ich ihn finden, ihn, Ibrahim ben Suleiman, den Mörder meines Vaters!“

So sprach der Gastfreund; aber Ibrahim's Zunge lähmte der Schreck, sein Verhängniß hatte ihn in das Haus dessen geführt, der nach seinem Blute lechzte, nach seinem Tode Verlangen trug. Diese Grausamkeit des Schicksals, das seine Leiden nur zu verzögern schien, um ihn größeren aufzubehalten, erfüllte ihn mit tiefem Lebenskel, und er, der den Tod feig floh, als er ihn noch in der Ferne sah, wollte ihm muthig entgegenreten, als er ihm nahe war. Sein Entschluß war gefaßt. Er fragte den Gastfreund um seinen und seines Vaters Namen, und als diese zusammentrafen, sprach er entschlossen: „Höre,

ich will dir die Mühe, deinem Feinde in Zukunft fruchtlos nachzuspüren, ersparen, denn ich bin Ibrahim ben Soleiman, fordre von mir deines Vaters Blut.“

Jener erblaßte bis in die Lippen; stumm starrte er ihn an, und aus den Augen zuckte wilde Gluth; dann senkte er das Haupt nachdenkend zu Boden. Lange schwieg er, dann zog er seinen Dolch aus dem Gürtel, nahm den Säbel von der Seite und übergab sie einem Diener und sprach: „Ich bin meiner selbst nicht sicher, so lange ich Waffen auf mir trage;“ und zu Ibrahim sich wendend sprach er: „Geh in Frieden, deine That liegt ohnedieß so schwer auf dir, daß sie dich bald dorthin treiben wird, wo jetzt mein Vater ist; er möge dein Blut von dir begehren; den Schutz, den ich dir, dem Flüchtlinge, gewährte, kann ich nicht in Feindschaft umwandeln, dir, dem ich die Milch der Liebe bot, nicht jetzt das Gift des Hasses reichen. Steh auf, geh, eile, denn ich bin meiner selbst nicht sicher und Gott behüte, daß ich dir Uebles anthue.“ Dann ließ er ihn ein Pferd besteigen, ihn mit Geld und Reisevorrath versehen; jener aber eilte von hinnen und beschloß seine Tage in Einsamkeit. —S.—

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung.)

Auf den heißen Sommer ist ein früher Herbst gefolgt, mit Regen oder eisfalkem Ostwinde. Ich weiß nicht, ob das so zu geschehen pflegt, daß nach einem schönen Sommer so häßliches Herbstwetter folgt; ich gebe mich wenig mit Meteorologie ab; es ist eine wetterwendische Wissenschaft, die der erste beste Wind über den Haufen weht. Den Theatern kommt das sehr zu Statten; sie hatten alle Mühe, sich gegen 30 Grad Wärme aufrecht zu erhalten; eines ist sogar dabey umgekommen. Auf der Affiche des Vaudeville-Theaters steht seit vier Jahren: *Relâche pour réparations dans l'intérieur de la salle*. Allerdings erheischt die Anstalt eine Reparatur, denn sie ist ganz ruiniert. Hr. Trubert, der Director, hat fallirt; er war im Grunde nur der Stellvertreter oder Cessionär der Gesellschaft Dutacq und Comp. Diese ist auf Betreiben der Acteurs gerichtlich belangt worden, und nun ebenfalls in Fallimentszustand erklärt. Man ist allgemein darüber erstaunt; das Vaudeville hatte noch kurz zuvor den brillanten Success der „*Mémoires du Diable*“ gehabt, eins der ergößlichsten und geistreichsten Stücke, die ich seit langer Zeit gesehen, obgleich das Sujet selbst an großen Unwahrscheinlichkeiten leidet; allein auf dem Theater scheint man eine ganz andere Wahrheit zu haben als im Leben. Das Vaudeville ist sehr gut gelegen, nach dem Börseplatz zwischen der Rue Vivienne und der Rue neuve Vivienne, welche die Communication zwischen dem Boulevard und dem Palais royal bilden; außer dem Palais royal hat kein Theater eine so günstige Lage. Unter den Acteurs sind Arnal, Le Peintre jeune, Felix, Dlle. Brohan, welche zu den ausgezeichnetsten Bühnentalenten zu Paris gehören. Man kann sich daher nicht erklären, wie es Hr. Trubert angefangen, um Bankerott zu werden. Es scheint, daß es ihm an Fähigkeit zu seinem Amte fehlt; die kleinen Blätter machen sich längst über ihn lustig, undbürden ihm Albernheiten auf; der muthwillige Tam-Tam hatte es besonders auf ihn abgesehen: er theilte Gedichte von ihm an Hrn. Victor Hugo mit, wie sie allenfalls eine Küchenmagd schreiben würde. Man kann den kleinen Blättern nicht trauen; sie üben zu oft eine persönliche Rache. Unterdessen bleibt das Theater geschlossen: die Künstler gerathen in Verlegenheit, das dienende Personal verarmt, und das Publicum gewöhnt sich allmählig daran, den Weg nach dem Palais royal oder nach den Variétés zu nehmen.

Die Variétés geben auch nichts Neues von Belang, den Sommer über haben sie sich durch die englischen Harlekinaden gehalten, eine Reihe grotesk-phantastischer Scenen, mit Verwandlungen und Herereyen, im Geschmacke der Teufelspillen oder „*Pillules du Diable*“ im *Cirque olympique*. Die Komik in den englischen Stücken ist ziemlich gemeiner Art; es regnet Maulschellen, Büsse und Fußtritte. Man merkt, daß Harlekin und Pantalon aus dem Lande des Borens, der Hähnen- und Mattenkämpfe kommen. Zu den Hauptkunststücken gehört, daß dem Pantalon beym Rasiren der Kopf abgeschritten wird, ein andermal wird der ganze Kerl in einem Kasten oder Koffer durchgesägt. Das Ergößlichste ist ein Lied, welches der Clown *Matthews* mit zwey kolossalen Hähnen singt, die zum Refrain krähen. Im Ganzen Grimassen und Prügel statt lustiger Einfälle, Grobheit statt Muthwillen, widernatürliche Verrenkungen des Körpers, wie sie die Springer und Aquilibristen in den *Champs élysées* zu Markte bringen; weiter haben wir in den englischen Stücken nichts finden können; der Harlekin selbst, *Hr. Howel*, ist ein stinker, gutgewachsener Bursche, der mit der Leichtigkeit des Vogels dahinschwebt, und durch die Fensterscheiben entschwindet wie ein Geist. *Dry* und *Bernet* spielen jetzt wieder in dem bekannten Stücke „*Melle. Gibou*“ und „*Mad. Pochet*“ und „*Les saltimbanques*“, aber wohl nur auf kurze Zeit. Auch „*Le Père de la Débutante*“ ist wieder in die Scene gegangen. Man überschätzt unseres Erachtens diese Posse; es ist mehr satyrische Bosheit darin als ächte Komik. Zur Komik gehört vor Allem ein treues Gemüth: *Molière* war der beste Mensch; man braucht nur sein Porträt anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Seine Frau machte ihn unglücklich: Eifersucht quälte ihn, und zwar leider aus zu guten Gründen, und dennoch wie gutmüthig ist der Spott, den er mit dem unglücklichen Ehemann treibt.

Im *Palais royal* ist die *Déjazet* wieder erschienen, ihre Tochter ist in „*Fréillon mariée*“ aufgetreten. Das einzige neue Stück ist „*L'omelette fantastique*“, eine Posse, die für *Ravel* geschrieben worden; die Pointe besteht darin, daß ihm die Omelette immer an der Nase oder vielmehr am Munde vorbeifährt, so oft er sich niederlegt, um sie zu verzehren. *Ravel* ist ein Komiker, der an *Levasseur's* Stelle getreten; Letzterer spielte bekanntlich im *Théâtre des Variétés*; *Ravel* übertreibt nicht, ist ruhig, dringt Einem das Lachen nicht auf, wie zuweilen *Levasseur*, aber hat doch im Ganzen seinen Ruf noch nicht fest genug begründet.

Am vortheilhaftesten hat er sich in „*Le Marquis de Létorièrre*“ qualificirt. Über „*Du haut en bas*“ glauben wir bereits berichtet zu haben, es wird noch immer mit gleichem Beyfalle gegeben. *Lemenil* und *Alcide Tousses* sind zwey höchst ergößliche Figuren. Wie denn hier dermaßen eine solche Fülle von vortrefflichen Bühnentalenten — in dieser Sphäre — anzutreffen ist, wie sie wohl an keinem Orte der Welt angetroffen wird. So ist in „*Paris la nuit*“ ein Schauspieler *Matis*, dessen Name uns ganz unbekannt war; wir sahen ihn zum ersten Male in diesem Stücke, wo er *Guichard*, einen Bauer aus der Normandie, machte, der seinem Neffen nachspürt. Uns dünkt diese Rolle eine wahrhaft humoristische Schöpfung, wenigstens wie sie der Schauspieler auffaßt. Im Ganzen ist das Drama weit natürlicher gehalten wie früher; die Franzosen kommen immer mehr von der Übertreibung zurück; dieß hängt allerdings mit der Stimmung im Lande zusammen: die Aufregung der politischen Begebenheiten hat lange Zeit hindurch die Gemüther in einer krankhaften Spannung erhalten, welche natürlich in die Kunst übergehen mußte. Heutzutage herrscht völlige Windstille.

„La Salpêtrière“ in der *Gaité* ist zwar dem Sujet nach eine Erinnerung an die Blut- und Schreckensperiode; allein auch hier ist eine ruhigere Haltung. Man wird zwar ins Narrenhaus geführt, denn La Salpêtrière ist zum Theil eine Zufluchtsstätte für Geistesranke weiblichen Geschlechts; allein die Dichter haben zum Glück das Sujet nur obenhin behandelt; man konnte im Irrenhaus eine Poesie finden, welche wahnsinnig machen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)'

Notizenblatt.

Auszeichnung. Nachträglich zu unserer Mittheilung über die, von dem löblichen Stadtmagistrate vorgenommene Belohnung der, um den Wiederaufbau des St. Stephansthurms verdienten Männer, ist zu bemerken, daß am 25. d. M. auch noch Hr. Joseph Kühn, Beamter der k. k. n. ö. Vaudirection, und Hr. Michael Lorenz, bürgl. Vergolder, mit der goldenen Salvatormedaille, als Erinnerungsdenkmal an ihre lobenswürdige Mitwirkung, betheilt worden sind. Ersterer hatte seit 1839 durch Aufnahme des Thurmes, durch vielfältige technische Erhebungen, auf deren Grundlage die Entwürfe zur Ausführung bewirkt wurden, so wie durch Beaufsichtigung des Baues zu dem Werke beygetragen; Letzterer sich, durch die Vergoldung des Knopfes, k. k. Adlers und Kreuzes in seltener Vollkommenheit hervorgethan, eine Arbeit, die wegen ihrer großen Flächen nahmhafte Schwierigkeiten darbot. — So werde denn auch der Namen dieser Wackeren in der Ehrenchronik Wiens nicht vergessen!

Kurze Dauer der Wilkie'schen Bilder. Einem gehaltvollen, umfangreichen Aufsatz über des berühmten englischen Malers Wilkie verschiedene Style und Werke, welcher kürzlich in einer Londoner Monatschrift erschienen, entnehmen wir folgende merkwürdige Angabe: Die Hälfte von den Bildern Wilkie's, welcher, unumwunden gesagt, in technischer Beziehung nicht gewissenhaft und auf die Dauer seiner Gemälde bedacht genug zu Werke ging, ist bereits von der Trockensäule (*dry-rot*) ergriffen, und manche davon werden noch vor deren Besitzern in Staub zerfallen. Um Effect oder Leichtigkeit zuwezubringen, bediente er sich bey seinen letztern Bildern eines Weiß, das sie vergiftet, das auf ihre Constitution gewissermaßen wie Arsenikpulver wirkt. Das berühmte Gemälde: „Die Chelsea-Invaliden,“ welches 1822 gemalt, eine Gruppe von alten zerschossenen Invaliden beyder Dienste vorstellt, die der Vorlesung des Bulletins über die Schlacht von Waterloo horchen, wird durch die kalkartige Substanz, der es seinen ungemeinen Glanzton verdankt, über kurz oder lang wie verbrannt werden. „Nicht zu Hause,“ ein Bild erst vor 9 Jahren gemalt, ist bereits halb verdorben und seinem Untergange nahe.

Tapferkeit und Treue der hinduischen Sipahis. Einem detailsreichen und interessanten Schreiben eines brittischen Officiers bey einem bengalischen Sipahiregimente, welches unter General Nott in Afghanistan operirt, entnehmen wir folgende nicht unwichtige Schlußstelle: „Sie wissen, welche lange Reihe von Jahren ich schon Sipahitruppen befehle; um so zuverlässiger wird Ihnen meine Angabe erscheinen, wenn ich Ihnen bey meiner Ehre versichere, daß sich die Sipahis oder eingebornen Hindutruppen in diesem fern von ihrer hindostanischen Heimat geführten so gefahren- und beschwerdenreichen afghanischen Kriege, worin von den schlauen Afghanen der Glaube mit ins Spiel gebracht wurde, aus Tapferste, Beharrlichste und zu-

gleichzeit mit einer Treue gegen ihre Beherrscher betragen haben, als nur jemals britische Truppen gegen Alt-England an Tag gelegt. Wir haben innerhalb der letztverflossenen vier Jahre vollauf an Treffen und Märschen gehabt, so daß die Sipahitruppen nunmehr so wohlgemuth und kaltblütig ins Feuer gehen, als wenn es ein *Mor-generexercitium* gälte. Bey der Rückkehr dieser Truppe nach Hindostan wird sich noch eine andere hochsprüßliche Wirkung dieses Krieges herausstellen. Sie wissen, welche Gräuel *Madir-Schah* und andere Wütheriche, welche Einfälle in Hindostan bewerkstelligten, allda verübt haben, so daß der Hindu allüberall in Indien vor dem bloßen afghanischen Namen zitterte. Das Blatt hat sich nun gewendet, und die Dinge haben sich ganz anders gestaltet. Unsere Sipahis haben den Afghanen, ihren einstigen Drängern, nun in seinem eigenen Lande die Stirne geboten und sie meist ohne Beyhülfe der europäischen Truppen, die wenigen brittischen Officiere, von denen sie angeführt wurden, ausgenommen, bey jedem Anlaß (!) tüchtig gedroschen. In den meisten Fällen machten sie so wenig Umstände mit ihnen, daß sie sie, wenn die Muskette ungeladen und ohne Bayonnet war, mit dem Kolben niederschlugen.“ F. W.

Pferderennen auf Malta. Die Insel Malta ist auch in dieser Hinsicht ein integrierender Theil von Großbritannien, daß man dort mit einer ähnlichen Manie, wie in England, aber auf eine ganz andere, eigenthümliche Weise, die Schnelligkeit der Pferde und die Gewandtheit der Reiter auf die Probe stellt, und dabey den vollen Becher der Lustbarkeit leidenschaftlich und in großen Zügen trinkt. Das Haymarket dieses Englands ist gewöhnlich die kleine Stadt Gitta Vecchia, wo im Monat Juny stets eine bunte Menge von Pferdliebhabern, Wettlustigen, Schausüchtigen, Müßiggängern, Gauflern, Spielern *rc.* zusammenströmt, und unter Einem die Feyer der olympischen und isthmischen Spiele begehrt. Die hier verwendeten Renner sind kleine, unansehnliche Berberpferde, und nichts weniger als Schnellläufer, doch werden sie barbarisch gewaltsam verhalten, ihr Außersich zu thun, denn die *Socketys*, welche ohne Sattel auf ihren Rücken sitzen, sind mit Ahlen bewaffnet, und flacheln die armen Thiere fast ohne Unterlaß, so, daß fast jeder Schritt oder Sprung mit neuen Blutstropfen aus ziemlich tiefen Wunden bezeichnet wird. Dabey erheben die wüthenden, ungebärdigen Reiter solch ein tumultuarisches Geschrey, daß man an das *Cimbricus ululatus* oder an eine ungestüme Hunnenschlacht erinnert wird, und der Besorgniß Raum geben muß, daß jeder Renner früher sich verblutet oder ein Bein bricht, ehe er das vorgesteckte Ziel erreicht. Während ein schnellfüßiger Araber eine Stunde Weges in 6 bis 7 Minuten durchfliegt, braucht solch ein Berberpferd fast drey mal so viel Zeit, und hat es die Rennbahn durchlaufen, so ist es von der wilden Jagd und Anstrengung so erschöpft, daß es für viele Tage, ja für Wochen zu irgend einem Dienste unbrauchbar wird. Ein Verein zur Verhütung der Thierquälerey wäre auf dieser Insel besonders am rechten Plage. 28.

Theater-Bulletin. Im zweyten *Théâtre français* gefiel „*Les droits d'Auteur*,“ Lustspiel in einem Acte in Versen, von Hrn. Barriere, welches sehr witzig, aber zu arm an Handlung ist.

Die *Folies dramatiques* reussirten mit dem *Vauberville* in einem Acte von Hrn. *Delaporte* „*Un ménage de Garçon*.“

Das neue oder doch neubenannte *Théâtre Beaumarchais* brachte „*Brigitte*,“ Drama in drey Acten, das aber wenig taugt, und sich nur durch die gute Darstellung erhalten kann. 46.